

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 35 (1959-1960)

Heft: 8

Artikel: Cowboy in Frankreich : ein Schweizer als Guardian in der Camargue

Autor: Raymond, Marc

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073380>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

COWBOY in Frankreich



Ein Schweizer als Guardian in der Camargue

VON MARC RAYMOND

Es war im Juli 1958. Ein unmenschlich heißer Tag ging kaum merklich seinem Ende zu. Der Schatten, den die Pferdeumzäunung der Corral in Saintes Maries de la Mer auf die ausgedörrte Erde warf, wurde langsam breiter. Auf den obersten Balken ringsum des Corrals saß die halbe Bevölkerung des Dorfes und viele Fremde mit Photoapparaten und Filmkameras. Man erwartete ein Schauspiel besonderer Art. Die meisten blickten mit Span-

nung und wohl auch mit Schadenfreude dem Augenblick entgegen, in dem der junge Schweizer, ein Tourist, der Guardian spielen wollte, von dem eleganten roten Vollbluthengst abgeworfen würde.

Der junge Schweizer war ich. Meine Chefin wußte, daß ich auch schon Vollblüter geritten hatte, und bat mich deshalb, den jungen roten Hengst zuzureiten. Es würde meine erste größere Arbeit sein, und das Pferd sollte so zuge-

ritten werden, daß es später in den Norden verkauft werden könnte. Ich sagte mit Freuden zu, denn ich hatte schon in der Schweiz junge Pferde zugeritten, war leicht und fühlte mich sicher.

Der festgesetzte Tag kam. Gegen Abend half mir Jean beim Satteln des jungen Pferdes und führte es hinaus zum Corral, wo ich meine Probe zu bestehen hatte.

Als ich auf dem Pferd von Jean draußen ankam, klopfte mir das Herz doch etwas schneller; ich hatte nicht mit einer so riesigen Zuschauermenge gerechnet. Wer hatte nur die Geschichte verbreitet?

Jetzt kam Jean mit dem aufgeregten Hengst. Man öffnete das große Tor, der Hengst wurde hereingeführt und ein anderer Guardian zog die Sattelgurten nochmals an. Zu zweit hielten sie das junge Pferd, bis ich langsam und vorsichtig aufgestiegen war. Plötzlich ließen sie los, verschwanden über die Brüstung des Corral, und ich sah mich mir selbst überlassen. Der Kampf konnte beginnen.

Ich gab leichten Schenkeldruck – nichts passierte; ich nahm die Zügel etwas an, spielte leicht mit den Händen, Kreuzhilfe – nichts; ich gab vorne Luft, verpaßte einen energischen Sporenstich, da ging es plötzlich los: der Junghengst raste gegen die Umzäunung, als ob er sie überspringen wollte. Dreißig Zentimeter davor stemmte er aber ein, drehte ganz kurz auf der Hinterhand, raste auf die gegenüberliegende Seite zu, bockte wie ein wildgewordener Ziegenbock, stieg zwischen hinein vorne kerzengerade hoch, so daß ich aus den Bügeln mußte, um mich rechtzeitig abstoßen zu können, falls er hinten überfallen sollte – das Pferd kam aber auf die Vorderbeine zurück. Ich suchte in aller Eile wieder die Bügel, schon stieg es wieder hoch. Mit den Vorderbeinen schlug es wild auf einen unsichtbaren Gegner ein, kam wieder herunter, keilte nach hinten aus, schlug dazwischen immer wieder vorne und hinten hoch, bockte mit allen vieren zugleich.

Die Knie schmerzten mich vom Anklammern, der Schweiß lief mir in Strömen von der Stirne, der rote Hengst war weiß vom Schaum, der sich aus seinem Schweiß gebildet hatte. Ich merkte, wie meine Kräfte nachließen, und daß ich mich nicht mehr lange auf dem leichten englischen Sättelchen im Gleichgewicht halten konnte. Da endlich schien der Hengst etwas ruhiger zu werden. Ich begann aufzuatmen. Bald würde ich absteigen können.

«Öffnet das Tor, laßt den Jungen hinaus!»

Bevor ich mir nur bewußt werden konnte, was Jean damit meinte, war der Hengst mit mir auch schon aus dem Tor geflüht. In rasendem Galopp ging es der offenen Salzsteppe zu. Kaum hörte ich Hufgetrappel hinter mir, verdoppelte der Junghengst seine Anstrengung zu entkommen, doch zum Glück hatte er im Corral schon zu viel Kraft vergeudet. Gleich waren Jean und einige andere Guardians an meiner Seite, nahmen mich mit ihren Pferden in die Mitte und bremsten so den wilden Galopp meines Jungen.

Endlich hatte ich den roten Teufel wieder in meiner Gewalt und zwang ihn in Schritt. Ich versuchte und es gelang mir, ihn anzutrablen, von den andern Pferden wegzubringen, ihn auf weiten Kreisen zu wenden und die Kreise schließlich immer enger zu ziehen. Zu guter Letzt galoppierte ich in einem ganz leichten Schulgalopp den andern nach. Der rote Hengst begann sich bereits mit dem ungewohnten Gebiß in seinem Maule zu beschäftigen, meine Hände spielten mit den Zügeln – so kamen wir schließlich daheim an.

Als ich vom Pferd sprang, fiel ich auf die Knie, ich hatte einfach keine Kraft mehr. Jean lachte, aber es war keine Schadenfreude in seinem Lachen. Ich sattelte das Pferd ab, rieb es mit Stroh trocken, gab ihm Heu und etwas später Wasser. Dann ging es zum Apéritif. Um mich herum wurde getuschelt; Guardians, die mich bisher übersehen hatten, sagten mir «guten Abend» als ich das Bistro verließ. In der Straße, die zur Location zurückführt, liefen mir Kinder nach und schrien: «Guardian, wo hast du deinen Hut?»

So hatte ich mir meinen Platz in der Reihe der Guardians der Camargue erkämpft. Noch stand ich zwar zuhinterst in der Reihe, aber die Möglichkeit, weiter nach vorne zu rutschen, war nun gegeben. Ich war stolz auf mich, etwas zu stolz, wie ich heute weiß, denn noch hatte ich nicht in den Stierherden gearbeitet, wo es sich erst so richtig zeigt, ob einer den Namen Guardian verdient oder nicht.

Die Camargue – wie sie wirklich ist

Ja, ich lebe in der Camargue, dem Land der Träume vieler, dem Land, in dem jedes Jahr Zehntausende von Touristen einen letzten Rest echten Wilden Westens suchen. Sie erwarten, hier riesige Herden von Wildpferden zu fin-

den, die keinen Besitzer haben, und aus denen sich jeder ein Pferd herausfangen kann. Sie erwarten, angesiedelte Zigeuner zu sehen, tollkühne Reiter, die die Stiere mit dem Lasso einfangen. Sie erwarten Gitarrenklänge an abendlichen Lagerfeuern, ein Land ohne Horizont und mit unbegrenzter Freiheit.

Aber die Camargue ist schon lange nicht mehr das freie Land, das sie einst war. Die Motorisierung und nicht zuletzt die Touristen machten es nötig, daß die weiten Weiden und Salzsteppen mit Stacheldrahtzäunen umgeben werden mußten. Wo man früher querfeldein ritt, hat man sich heute an genau abgesteckte Wege zu halten. Das Land wurde vermessen, jahrhundertalte Wegrechte wurden aufgehoben und die Besitzer durch den Mißbrauch von Fremden gezwungen, Verbotstafeln anzubringen. Die Notwendigkeit oder manchmal auch die Gier vieler der Landbesitzer, zu mehr Geld zu kommen, führte dazu, daß heute der größte Teil der Camargue mit Reis bepflanzt ist, unermessliche Spargelkulturen aufkommen und der Wein, der für das, was er einbringt, zuviel Pflege braucht, langsam aber sicher ausgerottet wird. Die Weiden für die Toros, die Stiere, und die Pferde werden deshalb immer knapper. Die einst unermesslichen Schafherden sind schon vor Jahren ausgestorben oder verdrängt worden; die Cabanes, Wochenend- und Ferienhäuschen reicher Fremder an den meisten Etangs ließen die Flamingos und andere seltenste Vögel in die viel zu kleine Reservation entfliehen. Wo sonst im Winter der Camarguais sein Fleisch auf abendlichen Jagdgängen schoß, sind heute die «Chasses gardées», die bewachten Großjagdgebiete reicher Herren aus Paris, Lyon, Avignon und andern Städten. Die vielbesungene Freiheit der Camargue ist unserer Zeit zum Opfer gefallen.

Noch immer bildet aber die Viehzucht einen wichtigen Bestandteil der Wirtschaft in der Camargue, noch immer gibt es Guardians, die berittenen Hüter der riesigen Herden schwarzer Stiere und Kühe. Diese Herden werden nur zu einem Zwecke aufgezogen, nämlich für die Arena, für die französische Abart des Stierkampfes, bei der die Tiere aber nicht getötet werden.

Die Kühe in unsern Rinderherden werden niemals gemolken, sie haben ihre Milch nur für die Kälber. Da unsere Toros nur für die Courses gezüchtet werden und unsere Weiden viel zu karg sind, gäbe selbst eine Kuh, die

sich melken lassen würde, viel zu wenig und zu schlechte Milch, als daß es sich lohnen würde, Milchwirtschaft zu betreiben. Die Aufzucht unserer Toros dient also nur dazu, dem passionierten Zuschauer der «Courses des Toros» gefährliche und aufregende Momente zu bieten.

Bei der französischen Course kommt der Stier genau wie in Spanien in die Arena, sieht sich hier aber statt dem Torero und seinen Helfern einer Anzahl weiß gekleideter Razeteurs gegenüber, die nun während einer genau abgemessenen Viertelstunde versuchen, dem Stier die drei an den Hörnern und auf der Stirne angebundenen Wollzöttelchen im Vorbeilaufen abzureißen.

Die Stiere hier in der Camargue sind wesentlich nervöser und wendiger als die spanischen Stiere. Sie verfolgen fast jeden vorbeilaufenden Razeteur bis zur Barriere, über die sich der Razeteur dann im letzten Moment schwingt. Sehr gute Stiere oder Kühe springen dem Mann sogar über die Barriere nach, was für die Razeteure natürlich sehr gefährlich ist.

Die zweite Art der Courses ist die «Course emboulée». Bei dieser Abart werden hauptsächlich Kühe oder schlechtere Stiere verwendet, denen Metallkugeln oder Lederumwicklungen auf die Hörner gesetzt werden. Die Tiere sind so natürlich viel ungefährlicher, können aber noch immer schlimm verletzen. Sie sind reserviert für jedermann, der Lust hat, sich in der Arena einmal einem Stier gegenüberzusehen. Man setzt auch hier Prämien aus für beispielsweise denjenigen, der fünf Touren auf einem Velo in der Arena dreht, ohne abzusteigen. Ein anderes Mal spielen zwei Equipen Fußball in der Arena, während der Stier sich darin aufhält. Die Spieler ereifern sich meistens so sehr während des Spieles, daß sie gar nicht mehr auf den Stier achten, und dabei ergeben sich Situationen, an denen die Zuschauer ihre Freude finden.

Die echten Camargue-Pferde werden ebenfalls fast ausschließlich zur Arbeit in den Stierherden herangezogen, und hauptsächlich durch die Manadiers gezüchtet. Auswärts werden keine Camargue-Pferde verkauft. Die Regel ist also, daß ein Manadier nur soviel Nachwuchs in seiner Pferdeherde züchtet, daß sein Bedarf an Tieren für die Arbeit gerade gedeckt wird.

In neuerer Zeit kamen durch den Touristenverkehr die sogenannten «Locations» auf, das sind Pferdevermietungsstellen. Von diesen Lo-

cations, von denen in der ganzen Camargue wohl jährlich gegen dreihundert Pferde gebraucht werden, kam der Wunsch nach einem etwas größeren und eleganteren Reitpferd, so daß viele Manadiers, das heißt Herdenbesitzer, dazu übergegangen sind, den alten bewährten Camargue-Schlag mit Berberblut zu vermischen. Ganz reinrassige Camargue-Pferde sind heute bereits eine große Seltenheit und die Preise für solche Pferde sind sehr hoch.

Wenn wir nun schon bei Tierzucht und Preisen sind, worauf stützt sich der Verdienst der Herdenbesitzer, der Guardians und der Locations? Die Manadiers oder Herdenbesitzer haben in der Regel keine andere Einnahmequelle als die der Courses. Sie vermieten jede Woche während der Saison mindestens einmal zwischen zwei und sechs Stiere oder Kühe an eine Arena, in der eine Course veranstaltet wird. Je nach der Qualität der Tiere werden sie mehr oder weniger gut bezahlt. Die schlechteren Tiere der Herde werden für die oben beschriebenen Courses emboulées vermietet.

Der Manadier hat mit dem Geld, das er für seine Stiere oder Kühe erhält, für die Transportkosten, die Löhne der Guardians, Veterinärrechnungen, Versicherungen, Steuern und

vieles mehr aufzukommen. Gegen das Ende der Saison werden die Courses immer seltener, um dann schließlich im Winter ganz still zu stehen. Viele Manadiers in der Camargue haben kein eigenes Land mehr und müssen auch noch Pachten für die Weidegründe bezahlen. Sie nehmen während eines Jahres netto nur soviel ein, daß sie sich gerade so durchschlängeln können.

Die wenigen, die als altes Familieneigentum noch riesige Weiden besitzen, verpachten sie oder brauchen sie selbst oder bebauen sie mit Wein, Reis oder Luzerne. Aber selbst mit einem Landbesitz, der vielleicht zehnmal so groß ist wie der eines Großbauern in der Schweiz, sind sie bei weitem nicht so reich wie ein solcher. Unsere Erde ist salzig und bringt nicht viel hervor, und das wenige, das sie hervorbringt, wird von der Sonne und dem Mistral ausgedörnt und verbrannt.

Acht Stunden täglich im Sattel und wie ich dazu kam

Ein guter Guardian verdient im Monat ungefähr vierhundert Schweizerfranken, hat freies Logis und Holz im Winter, um seine Kammer zu heizen. Doch kenne ich einen Guardian, der während zwei Wintern je fünf Monate lang



von morgens acht Uhr bis abends acht Uhr bei eisiger Kälte, Regen und Wind zu Pferde draußen war, eine dreihundertköpfige Herde beaufsichtigte und dafür einhundert Schweizerfranken im Monat bekam plus ein oder zwei Sandwiches zum Mittagessen.

Wie ich schon angedeutet habe, sind einige Manadiers und noch mehr Privatleute mit der Zeit dazu übergegangen, Locations aufzubauen, in denen Pferde mit einem Guardian als Führer an Fremde vermietet werden. Sie veranstalten Promenades, das heißt ein-, zwei-, vierstündige oder dann tägige Spazierritte in typische Regionen der Camargue. Wer in einer solchen Location Guardian ist, verdient vielleicht etwas mehr, da er noch Trinkgelder erhält. Aus eigener Erfahrung weiß ich aber, daß die Trinkgelder minim sind; mein bester Monat trug mir 36 Schweizerfranken ein, dabei saß ich aber täglich durchschnittlich neun Stunden im Sattel.

Schon manchmal wurde ich gefragt, inwiefern sich der Guardian der Camargue vom amerikanischen Cowboy unterscheidet. Die Frage ist schnell beantwortet. Der Unterschied ist klein. Unser amerikanischer Berufskollege braucht sein Lasso in erster Linie zum Einfangen von Rindern, während unser Lasso nur zum Einfangen von Pferden dient. Unsere Rinder werden mit dem Trident, einem Stab mit einer dreizackigen Eisenspitze, aus der Herde getrieben, was man «trier» nennt. Ein anderer kleiner Unterschied besteht darin, daß die Kühe und Stiere, mit denen wir zu tun haben, nur für die südfranzösischen Courses bestimmt sind, während die Herden der Cowboys zu späterer Fleischverwertung aufgezogen werden. Unsere Reitweise und unsere Sättel sind denen der Cowboys sehr ähnlich. Wir reiten auch hier mit ganz langen Bügeln, fast durchgestreckten Beinen, kennen weder einen Jagdgalopp noch den leichten oder englischen Trab, wir kleben in jeder Gangart am Sattel.

Wie kam ich überhaupt dazu, mich in der Camargue anzusiedeln und Guardian zu werden?

Schon als kleiner Junge, aufgewachsen in einer Kleinstadt am Bodensee, galt mein größtes Interesse den Pferden. Mit neun Jahren begann ich in meinem Heimatstädtchen Zeitungen zu vertragen und verdiente mir so mein erstes Geld, mit dem ich dann, als kaum Zehnjähriger, begann, in Deutschland Reitstunden zu nehmen. Es war kurz nach dem Krieg, und

eine einzelne Reitstunde, in der sich der Reitlehrer nur um mich allein kümmern durfte, kostete einen Franken fünfzig.

Nach zwei Jahren war ich so weit, daß ich begann, kleinere Concours hippiques, Dressurprüfungen und Jagden zu reiten. Auf Ausritten, die ich ausnahmsweise trotz der Strenge meines Reitlehrers allein unternehmen durfte, lernte ich mich in das Wesen der Pferde richtig einfühlen, was meines Erachtens an der ganzen Reiterei das Wichtigste ist. Nach einiger Zeit begann ich dann in der Schweiz zu reiten und wurde dort von einem andern Reitlehrer, den ich wie einen Vater verehrte, als Hilfsreitlehrer ausgebildet. Ich begann junge Reitpferde, die von Bauern aus der Umgebung gezüchtet worden waren, zuzureiten, und es wurde mir immer klarer, daß ich später nur einen Beruf ergreifen wollte, in dem ich mit Pferden zu tun hätte. Meine Mutter war jedoch anderer Meinung.

Ich wurde nach St. Gallen an die Kantonschule geschickt und begann nach der Matur mein Chemiestudium. Die Chemie interessierte mich und machte mir Freude, und es schien, daß der Bubentraum, Bereiter oder Zirkusreiter zu werden, ein für allemal begraben war. Dennoch ritt ich noch viel in meiner Freizeit, ja, ich hatte mich sogar mit der Zeit auf schwierige Pferde und auf Dressurprüfungen spezialisiert.

In dieser Zeit machte ich einmal die Bekanntschaft eines Amateur-Rennreiters, für den ich dann in der Folge hie und da im Training ritt. Er machte mich auf den Rennreiterkurs in München aufmerksam, den ich dann in den folgenden Ferien besuchte. Ich bekam einen guten Einblick in den Rennsport, ritt in München das Abschlusssrennen und kehrte darauf in die Schweiz zurück, um vergeblich auf mein erstes Rennen auf Schweizer Boden zu warten.

Nach der Rekrutenschule, die ich als zukünftiger Dragoner in Aarau absolvierte, nahm ich das Studium nicht wieder auf, weil ich den Unteroffiziersvorschlag erhalten hatte. Unerwartet zerschlug sich der Plan mit der UOS und so hatte ich nun, da ich den Wiederbeginn des Semesters verpaßte, ein Jahr, in dem ich so recht eigentlich frei war. Ich beschloß, meinen so lange gehegten Wunsch, mir die vielbesungene Camargue anzusehen, zu verwirklichen, und fuhr hinab in das Land zwischen den beiden Rhonemündungen, wo es mir vom ersten Tag an außerordentlich gut gefiel.

Damals dachte ich noch nicht daran, daß ich mein Leben in der Schweiz, mein Studium und alles Drum und Dran quittieren könnte, doch als ich im gleichen Sommer noch ein zweites und ein drittes Mal hinunterfuhr, begann der Plan langsam zu reifen. Ich sprach mit Jean darüber, dem Chefguardian der Location, in der ich mir Pferde mietete, um mit der völlig andern Reitweise der Camargue vertraut zu werden. Jeans Antwort war eindeutig:

«Du wärst ja verrückt, deine gesicherte Existenz in der Schweiz mit einem Leben zu vertauschen, bei dem du es nie auf einen grünen Zweig bringen wirst. Mach dein Studium fertig, beweise, daß du etwas leisten kannst, und dann komme, wenn du noch Lust hast, zweimal im Jahr in die Camargue in die Ferien.»

Vielleicht hatte Jean recht, aber wenn ich daran dachte, nach dem langen Unterbruch wieder auf die Schulbank zurückkehren zu müssen – nein, das lag mir nicht – und später ein ganzes Leben lang als Chemiker in einem Labor zu verbringen – nein, ich brauchte Luft und Freiheit und Pferde.

Nach langen Kämpfen mit meiner Mutter erklärte sie sich schließlich damit einverstanden, daß ich auszog – hinab in die Camargue, in ein Land, das sie nur vom Hören-sagen kannte. Ich lernte vorerst noch als eine Art arbeitender Tourist das Land genau kennen, denn die Camargue kann heimtückisch und gefährlich sein mit den unterirdischen Flüssen, den Sümpfen und den Stellen mit Fließsand.

Endlich nahm ich meine Arbeit als Guardian auf, ohne mir vorerst recht klar zu sein, was das eigentlich für eine Arbeit war. Der Anfang war nicht leicht. Ich sprach noch ein schlimmes Schulfranzösisch mit typisch schweizerischem Akzent, und die andern Guardians der Umgebung wollten mich nicht anerkennen. Dann hatte ich den jungen roten Hengst zuzureiten, und mit einem Schlage wurde es besser. Die Arbeit eines wirklichen Guardians begann mich langsam in Bann zu nehmen, ich hatte soviel Neues zu lernen, daß mir die Zeit zu knapp wurde, um mich mit etwas anderem zu beschäftigen als mit meiner Arbeit. Und es war gut so.

Von der Dürre, dem Mistral und der guten, alten Zeit

Jean und ich gingen auf die Suche nach neuen Weidegründen für unsere Stutenherde, der

Sommer und der heiße Wind aus dem Norden hatten die Weiden ausdörren lassen, das Futter war knapp geworden, die Süßwasserlöcher lagen trocken. Tage vergingen, wir fanden nichts. Während Wochen und Monaten mußten wir nun Heu hinausfahren auf die Stutenweiden. Die Tiere waren trotzdem abgezehrt, sie tranken versalztes Wasser, und man wunderte sich, daß sie überhaupt noch existieren konnten. Die Mückenschwärme über den brackigen braunen Tümpeln ver Hundertfachten sich. Wir besserten Zäune aus, während Wochen.

Das Wetter schlug plötzlich um. Die Mückenschwärme verschwanden von einem Tag auf den andern, es begann wieder zu regnen, nach viereinhalb Monaten ohne nennenswerte Feuchtigkeit. Die Natur schien aufzuatmen, die Pferde bekamen wieder freundlichere Augen.

Dann wurde es kalt. Der Mistral teufelte jeden Tag kälter aus dem Norden herunter, mit den Mücken war es ein für alle Male vorbei, die Wasserlöcher begannen sich langsam wieder mit Wasser zu füllen, doch das Gras wuchs nicht mehr nach. Und wir waren noch immer daran, alte Zäune abzureißen und neue an ihrem Platze aufzustellen, über Kilometer und Kilometer. Wir trugen Pullovers und gefütterte Kanadier, die Füße steckten in Lederpantöffelchen und Gamaschen aus grobem Wolltuch in den Gummistiefeln oder Holzschuhen. Die Stacheldrähte wurden gespannt, und ich fand im hohen Gras den Panzer einer Schildkröte, kriecht in der Hitze des Nachsommers.

Das dauerte fast bis Weihnachten. Als wir mit den Zäunen fertig waren, hieß es, am Strand von der Rhone angeschwemmtes Holz zu sammeln, zu sägen, zu hacken. Während der kurzen Tage strahlte die Sonne am Himmel, aber der Mistral blies kalt durch die dicksten Kleider.

Weihnachten. In allen Häusern waren die provenzalischen Krippen aufgestellt und nach der Mitternachtsmesse wurde bis in den Morgen hinein getanzt. Fast zehn Tage lang wurde gefeiert. Abends saß man um das offene Kaminfeuer und diskutierte die verrücktesten Dinge. Es wurde provenzalisch gesprochen, das ich langsam zu verstehen, ja selbst ein wenig zu sprechen begann.

Leider ist die alte schöne Sitte des Geschichtenerzählens auch in der Camargue heute aus-

gestorben. Ich war in dieser Festzeit nur einmal bei einem Nachbarn, der einen ganzen Abend lang in Provenzalisch von der Camargue erzählte, von damals, als man sich nach Feierabend noch schnell seinen Hasen oder seine Wildente vor den Toren von Saintes Maries de la Mer schoß. Der Winter war damals eine gute Zeit, denn solange die Jagd offen war, litt niemand Hunger; es hatte mehr Wild, als man schießen konnte. Es gab noch keine Zäune und damit auch keine Chasses gardées. Es war Platz für die Toros, die Pferde und die unendlichen Schafherden, und es gab keine Zwistigkeiten, wenn ein Stier oder ein Pferd einmal ausgerissen war, um in einer andern Herde unterzutauchen; man trieb das Tier zurück und jedermann blieb gut Freund mit allen. Weiter oben an der Rhone erntete man Heu und Luzerne, und Weizenfelder gab es bis nach Arles hinauf, und die Rebe war das Gold der einfachen Leute.

«Damals gab es noch keine geteerten Straßen», erzählte der Alte mit zitternder Stimme, «die Hufe unserer Pferde waren nie krank oder zu sehr abgenutzt, mit Wagen konnte man nur ganz wenige Pfade befahren und das meiste machte man zu Pferd.»

Lange dauerte die gemütliche Zeit, in der selbst in den Bistros philosophiert wurde, nicht an. Eine andere strenge Arbeit war noch zu erledigen: Das gesamte Sattel- und Zaumzeug war auszubessern. Ich lernte Sattlerarbeiten zu verrichten, Sattelbänder zu nähen und Zügel zu flechten. Das dauerte fast vier Wochen.

Die «gekreuzten Spanier»

Mittlerweile wurde es Ende Januar, Anfang Februar. Ich bekam mein eigenes Pferd, einen weit herum bekannten Spezialisten für die Arbeit in den Stierherden, und ich wurde von den verschiedensten Herdenbesitzern der näheren oder weiteren Umgebung angefragt, ob ich nicht mit meinem Pferde bei der Arbeit helfen komme.

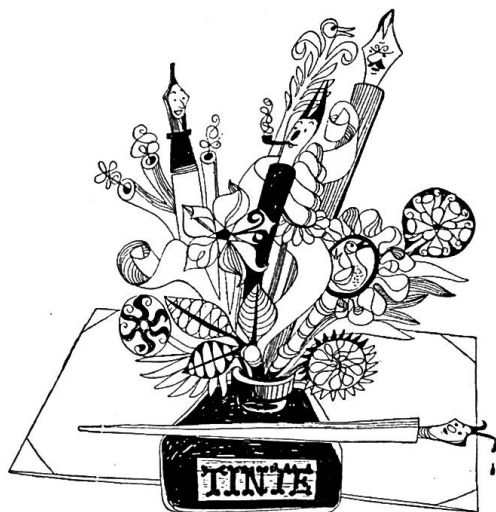
Von nun an war ich während Wochen unterwegs, von einer Stierherde zur andern. Es galt, vom Manadier gewünschte und genau bezeichnete Stiere einzeln aus den riesigen Herden herauszutreiben und sie daran zu hindern, daß sie wieder zur Herde zurückkehrten. Man hatte sie in eine bestimmte Umzäunung zu treiben und dort zu bewachen, bis alle Tiere bei-

einander waren und in Transportwagen verladen werden konnten. Sie wurden dann entweder auf andere Weiden gebracht, zum Impfen aussortiert, oder man trennte die Stiere von den Mutterkühen. Jeden Morgen, bevor die eigentliche Arbeit des «trieen» vor sich gehen konnte, hatte man die ganze Herde in einem Stück Land von vielleicht achthundert Hektaren zu sammeln und auf den Platz zu treiben, wo getriet werden sollte. Eines Morgens wurde mir erklärt, daß ich heute nicht für den Manadier zu arbeiten hätte, der mich engagiert hatte, sondern für seinen Freund, einen Besitzer von «gekreuzten Spaniern». Die Toros der Camargue greifen normalerweise einen Reiter nicht an, da sie von klein an daran gewöhnt sind, daß ein Angriff auf einen Reiter jedesmal mit Schmerzen für den Toro verbunden ist. Denn die Guardians haben immer den Trident, den Dreizack, bei sich, mit dem sie, wenn sie ein wenig geschickt sind, einen angreifenden Camargue-Toro abwehren oder aber immerhin so verletzen können, daß er kein zweites Mal mehr angreift.

Die gekreuzten Spanier nun sind Stiere, die ausschließlich für die Corridas, die spanische Art des Stierkampfes, gezüchtet werden. Ursprünglich nahm man für dies Art des Kampfes nur spanische Stiere, die sehr groß und mächtig sind, aber durch ihre Größe an Wendigkeit verlieren. Man kreuzte sie deshalb mit den Toros der Camargues und erhielt so einen Stier, der ebenso mächtig, durch seine Wendigkeit und Angriffslust aber gefährlicher ist als der reinrassige Spanier.

Für den Besitzer einer Herde solcher «gekreuzter Spanier» hatte ich also an diesem Tage zu arbeiten. Das Zusammentreiben verlief ohne Komplikationen. Die aufgeregte Herde wurde in eine Einfriedung gebracht, wo getriet werden sollte. Ein mächtiger Stier, wie ich in meinem Leben noch keinen gesehen hatte, war als Leitstier zuerst zu trien. Immer wieder brach er aus und raste einem Guardian nach.

Plötzlich sah ich ihn mir gegenüber. Ich schwang den Trident, um ihm Angst zu machen. Er schaute mich ein wenig verächtlich an und raste dann auf mich los. Ich brachte den Trident in Stellung, wie ich es bei den andern Guardians in den Herden reiner Camargue-Toros gesehen hatte. Drei Meter vor mir blieb er stehen. Ich hielt das Spiel für gewonnen und ritt ein wenig näher. Da sprang er von neuem ab.



STILBLÜTEN

Aus dem Brief eines Zweitkläßlers:

Wie geht es Dir ich glaube es geht Dir gut ich hoffe es geht Dir gut.

Liebes Trudeli, ich wünsche Dir eine Schokolade, ich schicke Dir ein Ofensport!

Aus der Schule:

Heinrich Pestalozzi wurde 1746 in Zürich als Doktorjüngling geboren.

Von der Schlacht bei Sempach ist ein kämpfendes Bild zu sehen.

Ein Soldat führte den Esel Alexander den Großen.

Ich werde immer so häßlich, wenn ich beim Aufstehen durchs Fenster schaue und feststellen muß, daß es noch keinen Schnee hat.

Jeden Morgen hat es Reifen.

Die Lüneburger Heide ist ein sehr fruchtbares Land, aber nur für die Bienen.

Um das Kloster herum siedelten sich immer mehr Leute an und zuletzt auch die berühmten St. Galler Spitzen.

In der vierten Klasse wird gelesen: «Als der Vater am Fieber gestorben war und die Mutter das Bett hüten mußte, war für die Familie eine schwere Zeit hereingebrochen.» Dieser Satz sollte in die Mundart übersetzt werden. Der sonst pfißige Erwin bot folgende Lösung: «Wo do de Vatter am Fieber gstorbe esch, het d Muetter sälber müeße s Bett mache!» K. M.

Ich wußte, daß, wenn ich mein Pferd verletzen lassen würde, es aus wäre mit ihm für alle Zeiten, in Hinsicht auf die Arbeit in den Stierherden. Das Pferd würde sein Vertrauen in den Reiter verlieren und hätte den Rest seines Lebens Angst vor den Stieren. Also hielt ich den Trident hin, doch wurde er nur so auf die Seite gewischt von dem anrasenden Koloß; das eine Horn zielte genau auf den Bauch meines Pferdes. Ich hatte Gummistiefel an und keine andere Chance, als mit meinem Bein den Hornstich zu parieren. Das Horn fuhr dann auch auf der einen Seite des Stiefels hinein und zur andern heraus. Ich hatte Mühe, mein Bein wieder von dem Horn zu befreien, und nach einigen Minuten begann es mich unsinnig zu brennen. Ich durfte aber keine Miene verziehen, sonst hätte mich der Manadier noch angebrüllt, daß ich mein Pferd einer solchen Gefahr ausgesetzt hatte.

Es ist bei der Arbeit mit den Stieren oft sehr schwer zu sagen, wann der Augenblick gekommen ist, auszureißen. Denn geht man, ohne daß der Stier wirklich angreift, so ist man ein Angsthase und macht schlechte Arbeit, geht man zu spät, so erwischt einem der Stier. In meinem Falle war es ein unerhörtes Glück, daß der Stier nicht noch ein zweites Mal angriff und daß die Verletzung an meinem Bein nur den hintersten Teil der Wade betraf, so daß ich nach einigen Tagen doch wenigstens wieder normal gehen konnte. Aber seit diesem Unfall weiß ich, daß man einen «gekreuzten Spanier» nicht mit dem Trident aufhält, und es in solchen Herden nur eines gibt – ausreißen, wenn der Stier angreift.

Das Markieren der Jungrinder

Endlich war ich wieder für längere Zeit in Saintes Maries. Eines Tages flammten am Horizont gigantische Feuer auf: man hatte die Marais, die unendlichen Schilfmeere, in Brand gesetzt, um dem nachwachsenden Jungschilf Luft und Licht zum Wachsen zu geben. Während Wochen nun leuchteten die Brände fast jeden Abend.

Über Ostern kam dann wieder der erste Fremdenstrom. Man führte von neuem Promenades à cheval. Aber lange hielt dieser erste Strom nicht an. Als die Fremden wieder weg waren, begannen die Zigeuner anzukommen, und nach dem 26. Mai kam die Stille vor dem Sturm, der jeweils Mitte Juni einsetzt.

In jener Zeit bat man mich einmal zu einer Ferrade, das heißt zu einer Markierung der Jungrinder. Jedes Jahr werden einige Male in jeder Herde die eineinhalb- bis zweijährigen Rinder einzeln getriet, von Reitern eingeschlossen und zum Feuer geleitet, in dem das Brandeisen glüht. Nahe beim Feuer öffnet man den Ring der Reiter, und einige beherzte Guardians stürzen sich zu Fuß auf das Rind, um es von Hand anzupacken, zum Feuer zu schleppen, umzuwerfen und mit dem Brandeisen des Herdenbesitzers zu markieren. Zu einem solchen Anlaß war ich aufgefordert worden. Da mein Pferd von Bremsen auf dem Rücken derart gestochen worden war, wollte ich es wegen der Geschwulst nicht satteln. «Das macht nichts», hatte man mir gesagt, «du kannst die Jungrinder zu Fuß angehen und so einmal den andern Teil der Arbeit kennen lernen.»

Es war ein unglaublich heißer Nachmittag. Es wimmelte bereits wieder von Mücken, kein Lüftchen kühlte die Hitze. Es hatte acht Reiter; zum Auffangen der galoppierenden Rinder waren wir nur zu zweit.

Die ersten vier Rinder ließen sich ohne allzu viel Mühe einfangen, zum Feuer schleppen und umwerfen. Ich saß während des Brennens jeweils auf dem Bauch des Tieres und hielt mit beiden Händen die gefesselten Hinterbeine auf dem Boden fest, was nicht immer leicht war. Mein Kollege tat das gleiche mit den Vorderbeinen, während er auf der Brust des Tieres saß und so mit den Knien noch den Kopf am Boden festhielt.

Nach dem vierten Rind wollten wir die Plätze tauschen. Das fünfte Tier wurde angebracht; es gelang mir, es im Vorbeirasen beim Schwanz zu packen, während der andere Guardian sich nun auf den Kopf des Rindes stürzte. Zu zweit schleppten wir den Jungstier, der schon ganz beachtliche Hörner hatte, zum Feuer, wo er wie die andern umgeworfen wurde. Ich hielt dieses Mal den Kopf so, daß der Stier mit den Hörnern am Boden festgenagelt lag und saß auf den Vorderbeinen. Der Stier wurde gebrannt, und wir ließen ihn aufstehen.

Alle andern Jungtiere waren sofort Richtung Herde abgebraust, dieser jedoch blieb einen Augenblick stehen, schaute sich um, und, als er mich erblickte, raste er auch schon auf mich los.

Was wollte ich tun? Ich warf mich ihm mit aller Gewalt zwischen die Hörner, um ihn wenn möglich umzuwerfen. Der Stier war aber stärker als ich und warf mich mit einer Bewegung seines Kopfes in die Luft, daß ich schön auf meine Kehrseite, etwa drei Meter vor dem Kopf des Stieres, zu liegen kam. Langsam richtete ich mich auf, und schon wurde ich wieder angegriffen.

Die Guardians zu Pferde versuchten alles, um das wütende Tier abzulenken – vergeblich. Über zehn Minuten kämpfte ich mit aller Gewalt gegen die Hörner des Stieres, bevor es mir gelang, endgültig in die Mitte der Reiter zu entkommen, die dann den verfolgenden Stier abwehrten.

Großes Gelächter der Guardians, in das ich wohl oder übel einstimmen mußte, besiegelte die Taufe des Jungstieres, der seit jenem Nachmittag meinen Übernamen trägt, den mir die Guardians zu Beginn meiner Laufbahn verliehen hatten.

Im Sommer, während der Saison, beschränkt sich unsere Arbeit in den Stierherden nur auf das Trieren jeden Sonntagvormittag um fünf Uhr, wenn die Stiere für die verschiedenen Courses, die am Nachmittag abgehalten werden, in die Transportwagen verladen werden. Sonst besteht unsere Hauptarbeit zu dieser Jahreszeit im Führen der Promenades à cheval. Täglich bin ich dann zwischen sechs und acht Stunden im Sattel.

Sehr oft habe ich auch Schweizer als Kunden auf meinen Promenaden, doch mußte ich leider mit der Zeit die Erfahrung machen, daß es für meine Autorität besser ist, nicht mehr Schweizerdeutsch mit Schweizern oder Deutsch mit Deutschen zu sprechen. Daß es, seit ich nur noch französisch spreche, komische Momente gibt, kann man sich ja vorstellen. So hatte ich kürzlich zwei Schweizer, mit denen ich einen ganztägigen Ausritt zu machen hatte. Ihre Verblüffung war unbeschreiblich, als ich abends beim Absatteln plötzlich vergessend vor mich hin murmelte: «Gopferdeckel, je suis fatigué».

Mein Beruf ist ein Beruf, wie jeder andere auch; er hat seine schönen Seiten und seine Schattenseiten, aber solange ich noch reiten kann, bleibe ich dabei und antworte deshalb immer, wenn man mich fragt, ob ich mein ganzes Leben hier verbringen wolle: Ja.